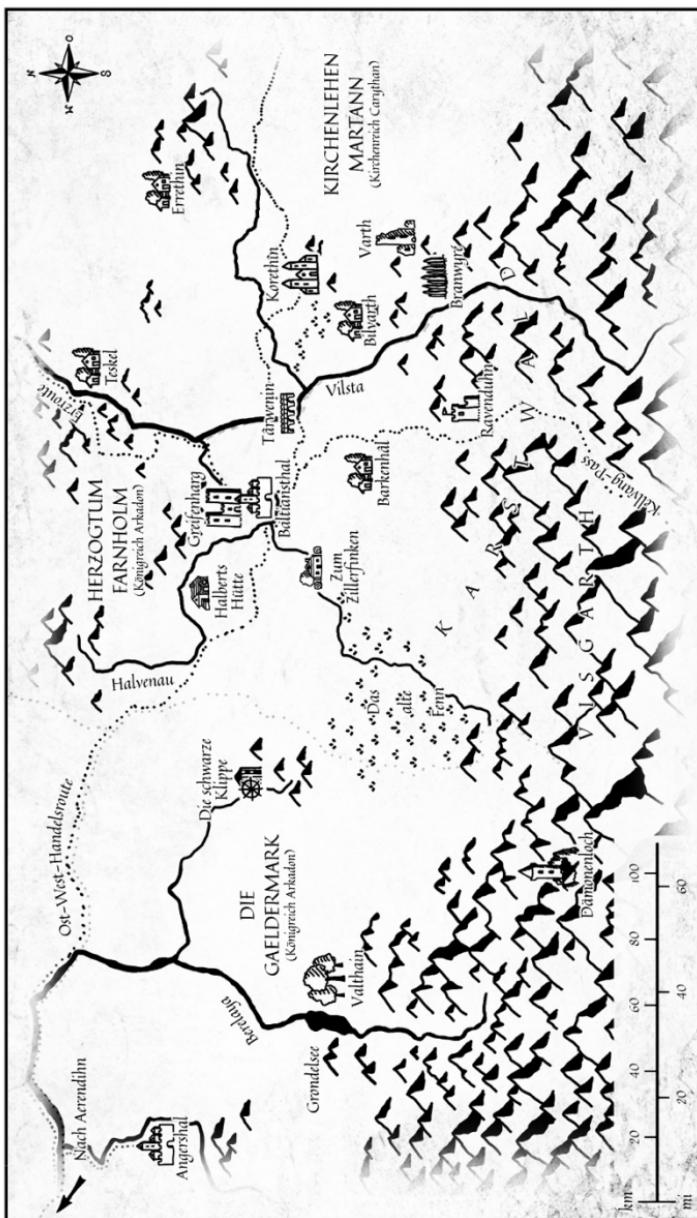




Dies ist der zweite Band des vierteiligen Romans *Cornu Vastaris*.
Die weiteren Bände „Verrat“ (I), „Treibjagd“ (III) und „Heimkehr“
(IV) sind ebenfalls im Buchhandel erhältlich.



ALEXANDER VON DER LIPPE

◊ CORNU ◊
VASTARIS

2

ENTHÜLLUNG

ROMAN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Texte, Umschlaggestaltung und Illustrationen:
© 2025 Alexander von der Lippe

Alexander von der Lippe
c/o IP-Management #8034
Ludwig-Erhard-Str. 18
20459 Hamburg
cornuvastaris@avdl.de

Herstellung:
epubli – ein Service der neopubli GmbH,
Köpenicker Straße 154a, 10997 Berlin

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@epubli.com

Für meine Eltern,
die das Wunder vollbrachten,
aus einem aufsässigen, unsteten Geist
einen halbwegs verträglichen
Menschen zu formen.

Der folgende Roman ist ein fiktives Werk. Sämtliche Figuren, Handlungen und Schauplätze wurden frei erfunden. Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen, lebenden oder verstorbenen, oder tatsächlichen Ereignissen sind unbeabsichtigt und rein zufällig.

Sämtliche Texte sind ohne Unterstützung von KI entstanden.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Cornu Vastaris behandelt Themen, die potenziell belastend wirken können. Dieses Buch ist ein spannendes Fantasyabenteuer, das in einer krisengeschüttelten Grenzregion spielt. Es kommen darin kriegerische Szenen, Gewalt, Blut, Verletzungen, Folter, Tod, Vergiftungen, derbe Sprache, diskriminierendes Verhalten und sexuelle Handlungen vor.

Leserinnen und Leser, die solchen Themen gegenüber empfindlich sind, sollten während des Lesens achtsam sein. Bei Problemen ist es ratsam, sich mit diesen nicht allein auseinanderzusetzen, sondern sich an Freunde oder Familie zu wenden oder professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen.

INHALT

In den Tiefen des Scharlsteins	11
Soldat und Hirte	21
Morgengrauen	24
Asche	34
Im Dickicht	52
Aufbruch ins Ungewisse	54
Flammen und Gischt	73
Cärnigula	80
Aufrührer	99
Citrix' Geschichte	103
Der schwarze Diener	113
Das Mal	116
Bote und Henker	126
Unter dem alten Mond	132
Vorahnung	138
Frühtau	143
Knochen und Staub	156
Früchte des Zorns	163
Eine helfende Hand	174
Falsche Hoffnung	180
Freund oder Feind	188
Schlingen	193
In Ketten	209
Ein Stachel im Fleisch	223
Sündenbock	229
Kara	232
Totenwache	234

Ein geheimer Verbündeter	245
Blutzoll	260
Meister der Lügen	263
Die Meute	277
Stroh und Strolche	281
Eine Fährte im Nebel	287
Die Fürstin und der Mönch	294
Spürhund	306
Verräterische Zeichen	315
Der unsichtbare Wächter	320
Schatten am See	347

ANHANG

Charaktere und Geschöpfe	356
Orte und geografische Begriffe	363
Götter und ihre Darstellungen	371
Glossar	372

Ihr Blick ist leer,
ihre Stimme unhörbar,
doch kalt wie Metall,
und ihre Hand bringt den Tod.

Silviens Kriegstagebuch



In den Tiefen des Scharlsteins

12. Tag des Jägers
Scharlstein

Tarak erwachte in völliger Finsternis; in einer Finsternis, die schwer auf seinen Augen lastete und so undurchdringlich war, als sei alles Licht aus der Welt verbannt worden. Er blinzelte ein paar Mal in die Schwärze, wedelte mit der Hand vor seinen Augen, aber sie blieb unsichtbar. Ratlos fasste er sich an die Stirn. Dumpfer Schmerz pochte in seinem Schädel. Allmählich kehrte in flackernden Bildern die Erinnerung zurück. Der Sturz, wie eine Ewigkeit war er ihm vorgekommen. Tatsächlich konnte er nicht allzu tief gewesen sein, denn beim Aufprall hatte Tarak sich nicht die Beine oder das Rückgrat gebrochen, sondern nur eine Anzahl kleinerer Blessuren zugezogen. Zu seiner Überraschung war er mit den Füßen auf einem schräg abfallenden Untergrund gelandet, hatte sich überschlagen, und sich dabei an einem Felsen übel den Kopf gestoßen. Behutsam strich er sich durch das strubbelige Haar und ertastete eine Beule, groß wie ein Hühnerei. Zusätzlich hatte der Sturz ihm einige Prellungen und Abschürfungen hinterlassen. Erschöpft schloss Tarak die Augen und ließ sich auf den Boden zurücksinken.

Die fehlende Sicht schärfte seine übrigen Sinne. Das Knirschen des Sandes unter seinem Körper, das Reiben seiner Kleidung, jedes Geräusch erschien ihm übermäßig laut. In

der Ferne glaubte er das Fließen von Wasser oder das Säuseln des Windes zu vernehmen. Oder war es nur das Rauschen des Blutes in seinen Ohren? Die Luft war kühl, abgestanden, aber nicht stickig. Sie roch nach Erde, Sand und Fels. Nicht der modrige Duft der Verwesung, der in manchen Höhlen oder Erdlöchern im Wald hing. Er befand sich offenbar in einem Gang oder einer Höhle tief im Berg.

Mit zusammengekniffenen Augen spähte Tarak zur Decke, in die Richtung, in der er den Schacht vermutete. Da war nichts als Schwärze. Aber vielleicht gab es im unteren Bereich des Schachtes Steigisen und er konnte einfach wieder hinaufklettern.

Ächzend erhob er sich auf alle Viere und tastete sich in Richtung der Wand vor. Er kroch die Steigung hinauf und rutschte dabei wiederholt auf dem sandigen Untergrund weg, bis sich der Fels schließlich beinahe senkrecht vor ihm erhob. Tarak wurde mulmig zumute. Ab hier würde er klettern und jede Griffmöglichkeit ertasten müssen. Zögerlich begann er, Hände und Füße in Einbuchtungen im Fels zu setzen, doch er verlor das Gleichgewicht, ruderte mit dem freien Arm hektisch umher und rutschte mit einem Fuß vom Vorsprung ab. Er prallte schmerhaft mit dem Gesicht gegen den Fels und schmeckte Blut aus seiner aufgeplatzten Lippe, aber es gelang ihm, sich wieder an der Wand festzuklammern. Zitternd hing er für einige Atemzüge am Fels, während er spürte, wie ihm das Blut langsam den Mundwinkel hinab über das Kinn lief.

Vorsichtig begann er wieder abwärtszuklettern. Er schalt sich einen Narr. In völliger Finsternis den Schacht

erklimmen zu wollen, war eine wahnwitzige Idee gewesen. Als er wieder ebenen Boden unter den Füßen fühlte, setzte er sich in den Sand und tastete nach seiner aufgeplatzten Lippe.

„Hilfe“, rief er, in die Richtung gewandt, in der er über sich den Schacht vermutete. Zaghaft zuerst, dann lauter. „Hilfe, ich bin hier unten.“

Das Echo klang von unsichtbaren Wänden wider und verhallte dann. Angestrengt lauschte Tarak in die Finsternis. Unvermittelt kam ihm ein grauenhafter Gedanke. Was war, wenn die Kreatur der vergangenen Nacht ihm hinab in den Berg gefolgt war? Falls sie tatsächlich in der Dunkelheit sehen konnte, wäre Tarak ihr in dieser Situation völlig ausgeliefert. Er schluckte. Vielleicht war es ratsam, zuerst seine Umgebung zu erkunden. Danach bliebe ihm immer noch die Möglichkeit, mit Rufen auf sich aufmerksam zu machen.

Er richtete sich vorsichtig auf und begann mit ausgestreckten Armen, sich Schritt für Schritt vortastend, die Höhle abzuschreiten. Das stellte sich als schwieriger als erwartet heraus, denn in der Finsternis verlor er schnell die Orientierung und mehrfach stieß er mit den Füßen oder dem Kopf gegen Felsen. Nach einigen schmerzhaften Begegnungen mit Ausbuchtungen der Felswand oder niedrigen Durchgängen gab Tarak es schließlich auf, aufrecht gehen zu wollen. Zuletzt war sein Fuß ins Leere getreten und er wäre beinahe einen Absatz hinabgestürzt, der sich im Nachhinein als eine Treppe von ungefähr hundert Stufen herausstellte.

So kroch er nun auf allen Vieren die Treppe hinab und an deren Ende weiter einen Gang entlang. Nach wie vor war er

von völliger Finsternis umhüllt und kein Laut drang an seine Ohren, abgesehen vom Scharren und Kratzen seiner Bewegungen auf dem sandigen Fels. Während er sich mit der einen Hand am Boden und der anderen an der Felswand entlangtastete, spürte er im Sand gelegentlich feuchte Stellen oder kleine Pfützen. Anscheinend sickerte dort die Feuchtigkeit vergangener Regenfälle durch den Fels. Häufig fanden sich in diesen Bereichen auch weiche oder schleimige Objekte, die Tarak an Pilze oder Schwämme erinnerten und ihn angeekelt zurückzucken ließen. Zudem schien es in den Gängen von Spinnen zu wimmeln, denn immer wieder geriet er mit den Händen oder dem Gesicht in Spinnweben, und jedes Mal erschrak er bei der unvermittelten Berührung und wischte die klebrigen Fäden hektisch beiseite. Zu seiner Beunruhigung musste er feststellen, dass einige der Spinnenfäden ungewöhnlich dick und reißfest waren. Bilder von riesigen, behaarten Ungeheuern mit glitzernden Augen, die in der Finsternis brütend auf Beute lauerten, tauchten in seinem Geist auf und ließen ihn erschaudern.

Nachdem Tarak eine Zeit lang in den lichtlosen Tiefen des Scharlsteins unterwegs war, verlor er jegliches Zeitgefühl. Er hatte keine Ahnung, ob er Stunden oder bereits Tage unter der Erde war. Die Finsternis begann auf sein Gemüt zu drücken. Unwillkürlich musste er an seinen Vater denken. Ob er wohl nach ihm suchte? Durchforstete er die rauchenden Trümmer des Gesindehauses nach seinem Sohn, während in ihm die quälende Gewissheit wuchs, dass dieser in den Flammen umgekommen war? Und Melwin? Was würde er sagen, wenn er nicht wieder auftauchte? Nicht wieder auftauchte.

Dieses Bild brannte sich in seinen Geist ein und ließ ihn nicht mehr los. Was war, wenn es überhaupt keinen Ausgang aus diesem unterirdischen Labyrinth der ewigen Nacht gab? Wenn er in einen der Tunnel gestürzt war, die schon lange nicht mehr passierbar waren? Würde er sein restliches Dasein in den Eingeweiden des Scharlsteins fristen, inmitten von Schweigen und Finsternis? Sich von schleimigen Nachtgewächsen und Spinnen ernähren und modriges Wasser aus Felsspalten saugen, bis er schließlich starb? Lebendig begraben und vergessen?

Tarak hockte sich hin und rieb sich die Stirn. Ein unkontrollierbares Zittern hatte seinen Körper erfasst und sein Herz schlug ihm bis zum Hals hinauf. Die Dunkelheit drang auf ihn ein, drohte ihn zu ersticken wie eine Decke aus schwerem, schwarzem Samt. Tarak schlang die Arme um den Körper, dabei fanden seine Finger den Marlit. Er musste ruhig bleiben, sich darauf konzentrieren, einen Weg hinauszufinden. Wenn er sich seiner Panik hingab, war er verloren. Tarak war niemals besonders gläubig gewesen, aber in diesem Augenblick betete er, um Beistand gegen die unerbittliche Dunkelheit und für seine sichere Heimkehr. Er kauerte auf dem Boden, die Arme an den Körper gepresst, in den Fingern den Marlit, und konzentrierte sich auf sein Gebet. Gemurmelte Worte, die er immer aufs Neue wiederholte. Allmählich schwand das Grauen und zog sich zurück. Tarak atmete tief durch und grub seine Finger in den Sand. Er dankte den Göttern, dass sie die Dämonen der Nacht vertrieben hatten. Für den Augenblick. Dann kroch er weiter.

Nachdem Tarak eine weitere Treppe herabgestiegen war, gelangte er an eine Weggabelung. Er zögerte. Die Wege unterschieden sich nicht und es gab keinen Hinweis, ob einer von ihnen ins Freie führte. Er würde wohl oder übel auf sein Glück vertrauen und einen aufs Geratewohl ausprobieren müssen.

Ein Geräusch aus dem linken Gang riss ihn aus seinen Gedanken. Augenblicklich war er hellwach und spitzte die Ohren. Ein feines Kratzen auf dem Fels, verbunden mit einem kaum vernehmbaren Knacken. Tarak stellten sich die Nackenhaare auf. Das Geräusch näherte sich, verstummte dann aber. Er wagte nicht zu atmen. Offensichtlich hausten noch andere Lebewesen in den Eingeweiden des Scharlsteins. Es mochte nur eine Maus sein, die in der Finsternis nach Nahrung suchte, aber unweigerlich kamen Tarak erneut die dicken und klebrigen Spinnfäden in den Sinn.

So leise es ihm möglich war, kroch er rückwärts in den rechten Gang, aber das Scharren seiner Knie und Hände auf dem Untergrund erschien ihm unerträglich laut. Als er anhielt, um zu lauschen, stellte er mit Schrecken fest, dass das Kratzen erneut begonnen hatte. Es folgte ihm. Und es kam näher.

Die Furcht vor dem unsichtbaren Verfolger ließ Tarak alle Vorsicht vergessen. Mit einer Hand in die Finsternis vor sich tastend und so schnell es ihm möglich war, krabbelte er davon und achtete nicht mehr des Lärms, den er dabei verursachte. Um ein Haar hätte er seine Unachtsamkeit teuer bezahlt, denn unvermittelt tauchte der Boden unter ihm weg und Taraks stützende Hand griff ins Leere. Er kippte

vornüber und stieß einen überraschten Laut aus. Sein Magen krampfte sich in Erwartung des bevorstehenden Sturzes zusammen, aber bereits eine Handbreit tiefer trafen seine Finger auf glatten Stein. Hektisch strich er über die ebene Fläche und erkannte, dass es sich um eine Stufe handelte und er an eine weitere Treppe gelangt war. Die Angst im Nacken kletterte er Stufe um Stufe hinab, während er angestrengt in die Schwärze über sich lauschte.

Zu Taraks Erleichterung war das Knacken am oberen Absatz der Treppe verstummt. Was immer auch dort oben durch die Finsternis kroch, scheute sich offenbar, ihm die Treppe hinabzufolgen.

Als er den unteren Absatz erreichte, hielt er den Atem an und wartete. Kein Laut war mehr zu hören. Sein unheimlicher Verfolger hatte anscheinend aufgegeben und war umgekehrt. Kühle Luft strich Tarak über das Gesicht. Er fröstelte und rieb sich Arme und Beine, um sich warm zu halten. Nachdem er dem Gang einige Schritte gefolgt war, glaubte er, vor sich etwas zu erkennen. Schwebte dort ein bläuliches Glimmen in der Luft? Oder spielten ihm seine Augen, entwöhnt vom Licht und ermattet von der fortdauernden Dunkelheit, einen Streich? Tarak näherte sich wachsam und stellte fest, dass er sich nicht geirrt hatte. Das blaue Glimmen entsprang einer Felswand zu seiner Linken, wo es Linien und ihm unbekannte Zeichen formte. Er beugte sich vor, um diese näher zu betrachten. Die Zeichen waren fein wie Webfäden und selbst in völliger Finsternis noch schwer zu erfassen. Bei herkömmlichem Fackel- oder Kerzenlicht würden sie niemandem jemals auffallen. Tarak streckte die Hand aus und

berührte eine der blauen Linien. Ganz schwach glomm sie auf. Mit der gesamten Handfläche strich er über die Felswand und das Glimmen verstärkte sich, sodass er nun das Objekt erahnen konnte, das die Linien bildeten. Es war eine Tür, verziert mit verschlungenen Ornamenten und umgeben von rätselhaften Zeichen. In ihrer Mitte prangten die Umrisse zweier Hände, die gegeneinander gerichtet waren.

Ohne darüber nachzudenken, was er tat, legte Tarak seine Hände in die Umrisse und drückte. Ein Klicken und Rumpeln ließen ihn erschrocken zurückfahren. Die Außenlinien der Tür nahmen an Intensität zu, während ein stetiges Rieseln, wie von Sand in einer Uhr, aus der Ferne zu ihm drang. Schimmernde Spalten bildeten sich, während die Tür allmählich nach innen schwang. Sie war nicht hoch, eher für ein Kind gemacht als für einen Erwachsenen. Der Raum dahinter war erfüllt von schimmerndem, blauem Licht. Nach der vollkommenen Finsternis wurde Tarak davon beinahe geblendet und kniff die Augen zusammen.

Die Kammer hinter der Tür maß vielleicht fünf Schritte in der Breite und zehn in der Tiefe. Sie war leer bis auf zwei Säulenreihen, die eine bogenförmig gespannte Decke trugen, und ein Podest an ihrem Ende, auf dem ein mit Ornamenten verzierter Felsblock ruhte. Dahinter, an der Wand, hing ein kunstvoll gearbeiteter Hammer. Runen und Abbilder von Personen, Tieren und Pflanzen waren in den Fels graviert. Tarak fiel auf, dass ein Falter mit eigenartig geformten Flügeln besonders häufig abgebildet war. Auch der Hammer und der Felsblock trugen in ihrer Mitte das Symbol des Falters.

Er hatte das deutliche Gefühl, dass es sich bei dem Raum um eine Grabkammer und bei dem Felsblock um einen steinernen Sarg handelte. Es widerstrebt ihm, den Raum zu betreten. Furcht, Respekt oder eine andere Empfindung hielten ihn zurück. Während er ratlos an der Türschwelle stand, bemerkte er ein Flimmern, das vor seinen Augen in der Luft tanzte. Mit der Hand wischte er sich über das Gesicht, aber das Flimmern blieb. Hatte er noch Schmutz oder Spinnweben an den Lidern? Er rieb sich die Augen, kniff sie zusammen und sah noch einmal genauer hin. Mit einem Aufschrei fuhr er zurück, stolperte und fiel unsanft auf sein Hinterteil. Er hatte ein Gesicht in dem Flimmern gesehen. Ein Gesicht mit leeren Augen, das jenseits der Schwelle in der Luft schwebte. Tarak bemerkte nun weitere Bereiche der Kammer, in denen die Luft flimmerte. Die Bereiche bewegten sich, wie Wesen, die den Raum durchschritten. Er meinte, Formen von Körpern zu erkennen, Gliedmaßen, die um Säulen und an Wänden entlangstrichen. Schwer atmend erhob er sich und wich weiter zurück. Er hatte keine Ahnung, ob diese Wesen real waren oder seine Sinne ihm einen Streich spielten. Aber in einem war er sich sicher: Für kein Gold der Welt würde er einen Fuß in diese Kammer setzen.

Den Blick auf die Türöffnung gerichtet, trat Tarak den Rückzug an. Während er sich entfernte, setzte erneut das rieselnde Geräusch ein und die Tür begann sich zu schließen. Als er die Treppe erreichte, war die Finsternis in den Korridor zurückgekehrt und das Glimmen bis zur Unkenntlichkeit verblasst.

Tarak beschloss, es lieber mit dem linken Gang zu versuchen. Der Anblick der flimmernden Geschöpfe hatte ihm einen gehörigen Schrecken eingejagt und ihm war nicht wohl bei dem Gedanken, was ihn womöglich in dem Gang jenseits der Grabkammer erwartete. Er schleppte sich die Treppe hinauf, horchte in den linken Gang nach verdächtigen Geräuschen und kroch dann weiter, der Finsternis folgend.



Soldat und Hirte

12. Tag des Jägers
Auf den Scharlsteinweiden

Auf einer felsigen Anhöhe westlich von Greifenharg erhob sich die Silhouette eines hochgewachsenen Soldaten gegen das Meer aus Orange, Gold und Blau, mit dem der neue Tag heraufzog. Eine Böe strich über den Fels und warf Falten im Grün und Silber des Überwurfs, der den größten Teil des Kettenhemdes bedeckte. Der Soldat bewegte sich nicht. Er starrte auf den Schatten der Festung, der sich ostwärts abzeichnete und aus dessen Mauern eine Säule kräuselnden Rauches aufstieg. Die gewaltigen Flammen, die noch vor wenigen Stunden den Nachthimmel erleuchtet hatten, waren erloschen. Sie hatten eine Ruine und einen Landstrich in Aufruhr hinterlassen.

Die Kreatur ließ den Blick über die Niederungen jenseits der Festung schweifen. Der Junge war entkommen. Sie war seiner Spur gefolgt, hatte ihm in den Verliesen nachgespürt, in der Festung, inmitten all der aufgebrachten Menschen, die ihrer nicht geachtet hatten. Sogar die Wiesen und Weiden hatte sie durchkämmt, aber der Junge blieb verschwunden. So nahe war sie ihm gekommen. Aber das Schicksal hatte ihr die Beute entrissen und einen unsichtbaren Schleier über ihr ausgebreitet.

Die Kreatur wandte den Blick nordwärts, die Hänge des Bergkegels streifend, wo sich jenseits der Weiden und Hütten im Zwielicht der dunkle Saum des Waldes abzeichnete. Der Junge musste im Wald sein. Da er nicht die Nähe der Menschen gesucht hatte, war dies die einzige logische Schlussfolgerung. Er hatte die Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Waldes gewählt, um ihren Klauen zu entfliehen. Aber er irrte sich. Der Schatten der Bäume würde ihn nicht auf Dauer verborgen.

Von Ferne trug der Wind das Blöken von Schafen und das Bellen eines Hundes herüber. Die Kreatur verdrängte die Gedanken an den Jungen und den Wald und beobachtete einen Schäfer, der seine Herde mithilfe eines zottigen Hirtenhundes auf eine der Weiden trieb; ein einfacher Mann mit einem abgetragenen Mantel, einem breitkrempigen Hut, der das Gesicht beschattete, und einem Stab, dessen oberes Ende gekrümmt war; ein unauffälliger Mann, der seine Arbeit verrichtete. Ein Trupp Soldaten, der im Morgengrauen den Weg von der Festung herabkam, kreuzte den Weg der Herde und einer der Soldaten wechselte einige Worte mit dem Schäfer.

Soldaten. Sie würden die Suche erschweren. Die Kreatur hob die Hand im gepanzerten Handschuh und betrachtete sie. Sie durfte nicht auffallen. Eine andere Gestalt würde ihr in dieser Hinsicht dienlicher sein. Der Soldat hatte seine Schuldigkeit getan.

Ein Schwarm Krähen stieg aus einer Kastanie auf und zog mit heiserem Krächzen seine Kreise über die Weiden. Eine der Krähen tauchte neugierig hinab, denn sie hatte zwischen den Felsen etwas blinken sehen, einen Lichtreflex vielleicht

auf einem glänzenden Metallteil. Als sie sich jedoch der Anhöhe näherte, bemerkte sie ihren Irrtum.

Dort war lediglich ein Mensch zu sehen. Ein Mann mit einem gekrümmten Hirtenstab und einem breitkrempigen Hut. Er schritt die Anhöhe hinab und hielt auf das Dunkel des Waldes zu.



Morgengrauen

12. Tag des Jägers
Nördlich des Scharlsteins

„Wären wir früher aufgebrochen, säßen wir jetzt nicht in der Falle.“

Ragnardir ignorierte den Vorwurf, der in der Stimme des Zwergs mitschwang. Er schob einen Ast beiseite, der ihm die Sicht versperrte. Im morgendlichen Dunst, der zu dieser Stunde noch über den Weiden lag, zeichneten sich in der Ferne die Umrisse von berittenen Soldaten ab.

„Es hätte wenig Sinn ergeben, im Halbdunkel durch den Wald zu schleichen und sich womöglich den Hals zu brechen“, gab er mürrisch zurück. Aber so sehr es ihm auch missfiel, Citrix hatte recht. Der Weg nach Westen war ihnen versperrt. Sie saßen fest.

Nachdem sie in der Nacht die brennende Festung hinter sich gelassen hatten, waren sie im Mondlicht dem fahl schimmernden Pfad ein Stück weit über die Scharlsteinweiden gefolgt. Da die waldigen Hänge westlich der Hochebene für sie in der Finsternis unpassierbar waren, hatten sie den Weg bald verlassen und sich auf die Suche nach einem Lagerplatz begeben; einem Platz, der möglichst weit von der Festung und den beunruhigenden Ereignissen dieser Nacht entfernt lag und ihnen Deckung vor etwaigen Verfolgern bot. Ragnardir hatte Schwarzbart nordwärts um die Flanke des

Scharlsteins gelenkt und an einer Senke am Waldrand, die im Norden, Westen und Süden von Brombeergestrüpp und hohen Büschen eingefasst war, Halt gemacht.

Von unruhigen Träumen geplagt und jeweils im Wechsel Wache haltend hatten sie die Nacht in der Senke verbracht, während die Feuchtigkeit aus dem Boden aufstieg, über sie hinwegstrich und sie in ihren Mänteln frösteln ließ. Nach einem kargen Frühstück hatten sie ursprünglich vorgehabt, ihre Reise dem Weg nach Westen folgend fortzusetzen, aber das Auftauchen der Soldaten hatte ihre Pläne durchkreuzt.

Der Zwerg stieg in die Senke hinab, in der mit hängendem Kopf Schwarzbart wartete. Er setzte sich auf einen Stein, holte seine Pfeife hervor und stopfte sie, während er leise Verwünschungen vor sich hin murmelte. Dann steckte er die Pfeife an und beobachtete Ragnardir mit gereizter Miene, Wölkchen von blauem Rauch ausstoßend.

„Es hat den Anschein, als stände Euer Aufenthalt in diesem Landstrich unter einem finsternen Stern“, bemerkte er, nachdem er eine Zeit lang geraucht hatte.

„Wie meint Ihr das?“

„Nun ja, der Mordversuch; das Feuer auf der Festung, das uns zu einem überstürzten Aufbruch zwang; und jetzt diese Soldaten, die direkt vor unserer Nase auftauchen und uns den Weg versperren. Was kommt als Nächstes? Fleischfressende Schnecken? Der neunäugige Dämon?“

„Ihr übertreibt ein wenig, findet Ihr nicht?“, gab Ragnardir unbeeindruckt zurück. „Aber es steht Euch frei, jederzeit Eurer Wege zu gehen und auf eigene Faust Euer Glück zu versuchen.“

„Oh, Ihr missversteht mich, mein Freund. Tatsächlich trage ich es Euch nicht nach, dass Ihr mich in Eure Scherereien hineingezogen habt. Ganz im Gegenteil. Ihr habt mir in der Schankstube gegen diese Soldaten beigestanden, eine Tat, die Mut und Selbstlosigkeit erfordert. Und ich nehme an, dass Ihr weder das Feuer noch den Angriff im Gasthaus voraussehen konntet. Insofern trifft Euch keine Schuld an dieser Misere. Tatsächlich bin ich dankbar für Eure Begleitung, denn dieser Landstrich ist mir fremd und ohne Eure Hilfe wäre ich vermutlich bereits aufgegriffen und eingekerkert worden.“ Er nahm die Pfeife aus dem Mund und wies mit dem Mundstück in Richtung Westen. „Es ist nur so, dass das Pech Euch zu folgen scheint wie lästige Fliegen und ein unglückseliges Ereignis das nächste jagt. So sehr ich Eure Gesellschaft auch schätze – sie scheint nicht unbedingt ungefährlich zu sein.“

Gegen seinen Willen musste Ragnardir lächeln. Dieser Zwerg hielt sich nicht mit höflichen Floskeln auf. Und er konnte es ihm nicht einmal übelnehmen. Tatsächlich war sein bisheriger Aufenthalt in Farnholm von zahlreichen Rückschlägen überschattet worden. Nachdenklich ließ er den Blick über die Weiden wandern, als eine Bewegung am südlichen Waldrand seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Ich glaube, wir bekommen ein Problem“, sagte er.

Citrix hob die Hände in die Höhe und blickte flehentlich zum Himmel auf. „Seht Ihr? Was habe ich Euch gesagt?“

Er trat zu Ragnardir an den Rand der Senke und spähte zwischen den Büschen hindurch. Eine Gestalt näherte sich von Süden her. Im Licht des anbrechenden Morgens hob sich

ihre Silhouette nur undeutlich gegen die Weiden ab. Lediglich der breitkrempige Hut und der gebogene Stab, den der Mann mit sich führte, waren klar zu erkennen.

„Wer ist das?“, fragte Citrix.

„Sieht aus wie ein Hirte“, stellte Ragnardir fest, doch obwohl die Gestalt weder etwas Ungewöhnliches noch Bedrohliches an sich hatte, beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl. Aus Richtung der Reiter erklangen in diesem Augenblick Befehle und das Geräusch von Hufen. Anscheinend war die Einheit dabei, sich aufzuteilen.

„Wir sollten besser von hier verschwinden“, sagte Citrix. Eilig kehrten sie in die Senke zurück und packten ihre spärliche Habe zusammen. Als sie den Rastplatz verließen, stellten sie fest, dass drei der Soldaten in ihrer Richtung über die Weiden ritten und auf den Waldrand zusteuerten.

„Verdammte. Sie kommen tatsächlich hierher“, fluchte Citrix leise. Er wandte den Blick südwärts, aber von der Gestalt mit dem breitkrempigen Hut war nichts mehr zu sehen. Schwarzbart am Zügel führend drangen sie in Richtung Osten tiefer in den Wald vor.

„Der Wald endet im Osten an einem Steilhang, der mehrere hundert Fuß zur Halvenau abfällt“, erklärte Ragnardir. „Wir können ihnen nur entkommen, wenn wir irgendwann nach Norden schwenken. Aber falls wir diese Richtung einschlagen, entfernen wir uns von unserem eigentlichen Weg, der nach Westen führt. Zudem besteht die Gefahr, dass wir von einer Patrouille aufgespürt werden, wenn wir uns zu lange in der Nähe der Festung aufhalten.“

Der Zwerg biss sich auf die Unterlippe und sah sich suchend um. Sein Blick blieb an der Flanke des Scharlsteins hängen, die sich im Süden erhob und mit zunehmender Entfernung in ein verschlungenes Dickicht aus Grün und Braun überging.

„Lasst uns die Bergflanke hinaufsteigen“, schlug er vor. „Vielleicht finden sich dort oben Höhlen, Spalten oder Vorsprünge, die uns Deckung bieten.“

Ragnardir warf einen zweifelnden Blick auf Schwarzbart, dann auf den mit Felsen, Bäumen und Buschwerk übersäten Hang.

„Also gut, versuchen wir unser Glück. Aber wir müssen uns sputen. Uns bleibt nur wenig Zeit.“

Sie begannen den Anstieg und suchten sich ihren Weg durch das Dickicht. Häufig blieb Ragnardir für eine Weile zurück, damit der Zwerg vorausseilen und in dem unwegsamen Gelände nach einem geeigneten Versteck Ausschau halten konnte. Allmählich wurde er nervös, denn sie hatten keine Sicht mehr auf ihre Verfolger und seit ihrem Aufbruch war bereits eine halbe Stunde vergangen. Die Soldaten mussten längst dabei sein, den Wald zu durchkämmen und konnten jederzeit hinter einem Busch oder Felsen auftauchen.

„Hier“, erklang die unterdrückte Stimme des Zwergs hinter einem scharfkantigen, steil aufragenden Felsen. „Es ist nicht ideal, aber ich bezweifle, dass wir in der Eile etwas Besseres finden werden.“

Ragnardir führte Schwarzbart zwischen dichten Büschen an dem Felsen vorbei und fand sich unter einem Vorsprung wieder, der halbkreisförmig von Felsen eingefasst und in

Richtung des Hanges durch junge Bäume und Sträucher gegen neugierige Blicke abgeschirmt war.

„Ich finde es unter diesen Umständen durchaus ideal“, sagte Ragnardir anerkennend und brachte Schwarzbart neben einer Esche zum Stehen, die sich mit ihren Wurzeln in den Hang krallte. Er wickelte die Zügel um den Stamm, dann warteten sie und lauschten.

Kurz darauf wurde ihnen bewusst, wie dicht ihre Verfolger ihnen auf den Fersen waren. Der Wind trug deutlich den Klang von Stimmen zu ihnen herüber. Fetzen einer Unterhaltung, dann ein heiseres Lachen.

„Sie sind über uns auf dem Hang“, flüsterte Citrix, während er dichter an die Felswand rückte. „Sie haben ihre Pferde zurückgelassen.“

Ragnardir reagierte nicht. Konzentriert lauschte er den Geräuschen.

„Ich dachte, ich hätte vorhin eine Bewegung gesehen. Irgendwo hier oben“, ertönte eine quäkende Stimme unmittelbar über ihnen.

„Du spinnst doch“, antwortete eine andere, tiefere Stimme. „Hier ist nichts. Und selbst wenn, dann war es vermutlich ein Jäger oder einer der Hirten von den Weiden. Lasst uns die Pferde holen und nach Osten reiten, unterhalb des Hanges bis zum Fluss. Dann schlagen wir einen Bogen ...“

„Kommt nicht infrage. Ich weiß, dass hier etwas war. Wir bleiben erst einmal auf dem Nordhang und sehen uns um. Weiter nach Osten können wir auch später noch gehen. Außerdem ...“

In diesem Augenblick scharnte Schwarzbart unruhig mit einem Huf und stieß die Luft aus. Ragnardir und Citrix erstarnten vor Schreck.

„Psst, habt ihr das gehört?“, zischelte die quäkende Stimme. Eine beklemmende Stille folgte, in der nur das Rauschen des Windes in den Baumkronen und der gelegentliche Ruf eines Vogels zu hören war.

Citrix langte nach dem Griff des Hammers, der in seinem Gürtel steckte, und zog ihn geräuschlos heraus. Ragnardir blickte den Zwerg eindringlich an und schüttelte den Kopf.

„Ich höre gar nichts“, ließ schließlich der dritte der Soldaten verlauten. „Du hast dich geirrt. Los, lasst uns weitergehen.“

Laub knisterte und kleine Äste brachen knackend unter den Sohlen schwerer Stiefel, als sich die Männer erneut in Bewegung setzten. Die Schritte entfernten sich und verklangen schließlich.

„Und was jetzt?“, flüsterte der Zwerg.

„Wir warten ab“, antwortete Ragnardir leise und tätschelte Schwarzbart beruhigend die Flanke. „Wenn wir sofort aufbrechen, werden wir mit Sicherheit entdeckt. Wir sollten vorerst in Deckung bleiben.“

„In Deckung bleiben“, wiederholte Citrix ohne große Begeisterung. „Und für wie lange? Ich möchte nicht aufsässig erscheinen, aber hattet Ihr nicht vorhin davon gesprochen, dass es gefährlich für uns sei, zu lange in diesem Gelände auszuharren?“

Ragnardir blickte in die Ferne. Von ihrem Versteck aus war zwischen den Wipfeln der Bäume ein Teil der Scharlsteinweiden zu erkennen.

„Sobald wir sicher sind, dass die Patrouille fort ist, überqueren wir die Weiden, dort drüber, wo die Entfernung zum gegenüberliegenden Waldrand am kürzesten ist. Das Gelände fällt dort leicht ab und wir können die Bodenwelle als Deckung benutzen.“

„Direkt über die Weiden?“, entgegnete der Zwerg stirnrunzelnd. „Können wir nicht im Wald bleiben, sodass uns niemand sieht?“

Ragnardir schüttelte den Kopf.

„Nördlich von uns dehnen sich die Weiden weit nach Osten aus. Um in Deckung zu bleiben, müssten wir einen Bogen in diese Richtung schlagen, den Soldaten folgend. Und was mich betrifft, nehme ich lieber das Risiko im Kauf, eine kurze Strecke ohne Deckung zurückzulegen, als im Wald dieser Patrouille in die Arme zu laufen.“

Er wies mit der Hand über die Hochebene auf einen Punkt im Nordwesten, wo sich zwischen zwei Bergkegeln eine Lücke auftat.

„Wenn ich mich recht erinnere, liegt dort drüber zwischen den Anhöhen ein tiefer Einschnitt, der Knochengrund. Wenn wir das kurze Stück über die Weiden gehen und auf der anderen Seite in den Wald eintauchen, haben wir eine gute Chance, auf diesem Wege eine der Furten an der Halvenau zu erreichen, ohne Aufsehen zu erregen.“

„Der Knochengrund?“, fragte Citrix und es war ihm deutlich anzumerken, dass der Name ihm wenig Vertrauen einflöste.

„Ein schmales Tal, das bis hinunter zu Halvenau verläuft. Mit ein wenig Glück treffen wir dort weder auf Anwohner noch auf Patrouillen. Es heißt, dass vor etlichen Jahren eine Gerölllawine diesen Weg nahm und Menschen, Tiere und Behausungen mit sich riss. Die Gebeine und Geister derjenigen, die damals ums Leben kamen, sollen nach wie vor im Knochengrund weilen. Manchmal finden sich Trümmer oder Knochen unter dem Laub oder zwischen den Wurzeln alter Bäume. Die Einheimischen meiden diesen Ort, denn der Nebel sammelt sich zwischen den hoch aufragenden Felsen und die Sonne dringt kaum hinab bis zum Grund des Tals.“

„Klingt nach einem gastlichen Ort“, brummte der Zwerg. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber der Klang ferner Schreie ließ ihn innehalten. Durchdringend und jämmerlich hallten sie durch den Wald, bis sie plötzlich abbrachen und einer mörderischen Stille wichen. Sogar die Vögel und der Wind waren verstummt und schienen erschrocken zu lauschen.

„Was war das?“, fragte Citrix. In seinen Augen stand Furcht und er hatte den Griff seines Hammers gepackt.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Ragnardir beklommen.

„Haltet Ihr es immer noch für eine gute Idee, hier zu warten?“

Ragnardir schüttelte den Kopf. „Nein, aber bevor wir aufbrechen, werde ich mich ein wenig umsehen.“ Ohne Citrix‘

Antwort abzuwarten, zwängte er sich zwischen den Sträuchern hindurch und schlich geduckt den Hang entlang.

„Weg ist er“, schnaufte Citrix. Schwarzbart hob den Kopf und blickte ihn an.

„Schau mich nicht so an. Ich habe keine Verwendung für dich. Falls dein Herr nicht wieder auftaucht, musst du dir jemand anderen suchen, der für dich sorgt.“

Schwarzbart quittierte diese Ankündigung mit einem ungründlichen Blick und einem Schweifwedeln. Tatsächlich vergingen jedoch nur wenige Minuten, bis Ragnardir zurückkehrte.

„Keine Spur von der Patrouille“, erklärte er atemlos und nahm Schwarzbarts Zügel auf. „Ich weiß nicht, wohin sie gegangen sind, aber vom Hang aus ist nichts mehr von ihnen zu sehen oder zu hören. Lasst uns schleunigst aufbrechen.“

Citrix nickte und griff nach seinem Rucksack. Sie verließen den Unterschlupf und eilten den Hang hinab, so schnell es ihnen das Gelände erlaubte. Sie hatten gerade ebenen Untergrund erreicht, als das Geräusch stampfender Schritte sie herumfahren ließ.

„Verdamm“ fluchte der Zwerg. „Als hätten sie nur darauf gewartet, dass wir unser Versteck verlassen.“

„Ich kann nichts erkennen“, sagte Ragnardir und reckte den Hals. „Aber da wir nicht mehr unbemerkt verschwinden können“, stellte er mit grimmiger Miene fest und zog sein Schwert, „lasst sie nur kommen.“

„Ich will Euch ja nicht beunruhigen“, sagte Citrix und packte den Griff seines Hammers fester, „aber ich habe ein ganz mieses Gefühl bei dieser Sache.“

Asche



12. Tag des Jägers
Festung Greifenharg

Bläulicher Rauch stieg über dem Hof auf und verflüchtigte sich im Wind. Johanna stand im Säulengang von Freywalds Halle und betrachtete das, was die Feuersbrunst vom Gesindehaus übrig gelassen hatte. Die vordere Mauer war in sich zusammengebrochen und hatte beim Einsturz ihre Bruchstücke über den Hof geschleudert. Das Dach und die Zwischendecken waren ebenfalls ein Opfer der Flammen geworden. Lediglich Teile der Außenwände ragten noch wie verkohlte Zähne in den Himmel. Scharen von Handwerkern waren fieberhaft damit beschäftigt, auf den angrenzenden Freiflächen Gerüste zu errichten, um diese Mauern vor dem Einsturz zu bewahren.

Auf dem Hof herrschte hektische Betriebsamkeit. Soldaten und Knechte wuchteten Mauersteine und halbverbrannte Balken beiseite, schleppten Eimer mit Wasser herbei, um letzte Glutnester zu ersticken und suchten in den Trümmern nach Überlebenden und den verkohlten Überresten derer, die ihr Leben in den Flammen gelassen hatten. Johanna beobachtete, wie sie vorüberhasteten; mit rußgeschwärzten Gesichtern und tiefliegenden Augen, die vom Rauch gerötet waren und in denen die Angst stand.

Vergangene Nacht, als ihr das Ausmaß der Zerstörung und die Ungeheuerlichkeit ihrer Schuld bewusst geworden waren, hatte für einen Augenblick die Angst von ihr Besitz ergriffen und ihr Herz mit eisigem Griff umklammert. Aber es gab kein Zurück mehr. Schwäche bedeutete den Tod. Und nicht nur ihren Tod, auch den ihres Gemahls und ihrer Kinder. Zitternd, allein in der Finsternis ihres Gemachs, während die Flammen vor ihren Fenstern gierig das alte Farnholm verschlangen, hatte sie sich geschworen, niemals schwach zu werden, um ihrer selbst, um ihrer Familie willen. Sie hatte die Angst abgeschüttelt und war morgens auf den Hof getreten, um sich dem Anblick der Verwüstung zu stellen, die ihr Verrat über diese Menschen gebracht hatte. Und um ihrem Gemahl beizustehen, der nun als letzter der von Thallings inmitten des Chaos seine Qualitäten beweisen musste, wollte er Daegenhardt auf dem Thron nachfolgen.

Hergen stand in voller Rüstung auf einem Trümmerhafen. Blass, verdreckt und schwarz von Qualm und Ruß erhob er sich über seine Untertanen, die wie Ameisen zu seinen Füßen schufteten. Er bellte Befehle, gestikulierte und fluchte, als wäre es ihm in die Wiege gelegt worden. Johanna wusste, dass dies seine einzige Möglichkeit war, die Dämonen im Zaum zu halten, die mit dem Mord an seinem Bruder und seinem Neffen aus der Finsternis hervorgekrochen waren und nun erbarmungslos an seiner Seele nagten. Sie war sich nicht sicher gewesen, ob Hergen an den Strapazen dieser Nacht zerbrechen werde, doch mit dem Schlag der Glocke hatte sich ein neuer, ein veränderter Hergen aus den Trümmern seiner selbst erhoben. Ein Hergen, der die Männer im Kampf

gegen die Feuersbrunst angeführt hatte, der Stärke und Geistesgegenwart im Angesicht des Verderbens bewiesen hatte. Zum ersten Mal hatte Johanna in ihrem Gemahl einen Funken jenes Anführers aufflackern sehen, als der er sich seit jeher der Welt hatte beweisen wollen. Wie er in diesem Augenblick über den Trümmern aufragte und mit scharfer Stimme die Männer unter sich antrieb, stieg ihn ihr Hoffnung auf, dass diese Verwandlung, dieser neue Hergen, von Dauer sein möge. Aber eine ferne, eine alte und klügere Stimme als die, die ihr die Hoffnung einflüsterte, schalt sie eine Närrin. Die Verwandlung würde verblassen und Hergen würde auf ewig das Kind bleiben, als das sie ihn seit jeher gekannt hatte.

Während sie verfolgte, wie Stein um Stein von Daegenhardts rauchender Gruft abgetragen wurde, fielen ihr zwei Männer auf, die sich inmitten des Durcheinanders neben dem Südeingang von Freywalds Halle unterhielten. Es waren Meister Ulwart und Horwyn, sein Vigat. Sie blickten starr auf das Chaos im Hof. In Meister Ulwarts Gesicht spiegelte sich weniger Bestürzung oder Furcht als vielmehr die übliche Mischung aus Missfallen und Ungeduld. Johanna runzelte die Stirn. Es war nicht so sehr die Anwesenheit der Geistlichen, die sie irritierte, sondern der Umstand, dass Vigat Horwyn ohne Begleitung unterwegs war.

Unruhig ließ sie ihren Blick weiter inmitten der Verwüstung umherschweifen, bis sie letztlich entdeckte, wonach sie gesucht hatte. Sie raffte ihr Kleid und ging hinüber zu einer Gestalt, die an der Südmauer im Staub hockte und gebannt die Geschehnisse auf dem Hof beobachtete.

„Erek, was tust du hier?“

„Das Gesindehaus ist abgebrannt, Mutter“, bemerkte Erek und zeigte auf die Ruine, als habe Johanna das Offensichtliche übersehen.

„Das ist mir bewusst. Ich möchte wissen, warum du nicht mit Vigat Horwyn an deinen Lektionen arbeitest.“

Erek zwinkerte überrascht.

„Ihr wünscht, dass ich nach dem, was gestern Nacht vorgefallen ist, drinnen sitze und über langweiligen Büchern brüte?“

„Allerdings. Dies ist kein Ort für Kinder oder Jungen deines Alters. Geh hinein und führe deinen Unterricht fort.“

Johanna ahnte, was die Soldaten in Kürze aus der Ruine des Gesindehauses ans Tageslicht befördern würden. Auch wenn Erek an der Schwelle zum Erwachsenwerden stand, war dies ein Erlebnis, das sie ihm ersparen wollte.

„Aber ich will zusehen, wie die Männer ...“, begann Erek.

„Du wirst tun, was ich dir geboten habe“, stellte Johanna in nüchternem Tonfall fest. Erek verzog ärgerlich das Gesicht. Er trat nach einem Stein, der über den Hof hüpfte, und wandte sich dann mit beleidigter Miene zum Gehen. Johanna verfolgte, wie ihr Sohn über den Hof schritt, Vigat Horwyn ansprach und mit ihm im Bogengang verschwand. Es würde der Tag kommen, da ihr Sohn keine Befehle mehr von ihr entgegennehmen würde. Und der Tag, an dem sie ihn nicht mehr würde schützen können.

Der Klang von Hufen ließ sie aufhorchen. Im Bogen des Westtores erschienen zwei Reiter, die ihre Pferde zwischen den arbeitenden Männern, Fahrzeugen und Trümmerhaufen

hindurchlenkten. Als sie ihre Helme absetzten, erkannte Johanna die Offiziere Vaithanel und Targwin, die Befehlshaber des Ellgauregiments und der 2. Grenzreiterkompanie. In der Mitte des Hofes saßen sie ab und blickten sich bestürzt um. Hergen hatte sie ebenfalls bemerkt und stieg von seinem Steinhaufen herab.

Johanna schlenderte beiläufig über den Hof auf die drei Männer zu. Sie wollte hören, was die Offiziere zu berichten hatten. Ihr Verrat war erst wenige Stunden alt und jede Information konnte sich in dieser Situation als bedeutsam erweisen.

Die Offiziere legten zum Gruß die Faust an die Brust.

„Kommandant, an der Grenze scheint alles ruhig zu sein“, berichtete Targwin außer Atem. „Ich habe Boten an die Furten und die Übergänge entsandt, aber bisher gibt es keine Meldungen über feindliche Truppenbewegungen oder gar einen Angriff.“

Hergen quittierte den Bericht mit einem Schnaufen und einem geistesabwesenden Nicken.

„Von der Ellgauinsel und den umliegenden Ländereien gibt es ebenfalls nichts Ungewöhnliches zu berichten“, meldete sich Vaithanel zu Wort. „Allerdings sind die Menschen verunsichert und aufgebracht wegen des Feuers und der spärlich durchdringenden Nachrichten. In der Stadt kam es zu spontanen Zusammenrottungen. Die Stadtgardisten und Einheiten an den Toren hatten teilweise Mühe, die Menge zu beruhigen. Es sind bereits Gerüchte im Umlauf, die die Stimmung weiter anheizen.“

„Habt Ihr etwas über den Verbleib des Herzogs oder seines Sohnes in Erfahrung bringen können?“, erkundigte sich Targwin mit sorgenvoller Miene.

„Es gibt nichts Neues zu berichten, Hauptmann“, antwortete Hergen. Seine Augen lagen in tiefen Höhlen und er sah todmüde aus. „Die Überlebenden aus Gerons Eskorte, die ihn auf die Festung brachten, sprachen von einem Überfall. Dieses Feuer kann unmöglich ein Zufall sein. Es ist offensichtlich, dass die Ereignisse der vergangenen Stunden miteinander zusammenhängen. Sie wurden geplant mit dem Ziel, uns zu schwächen und Verwirrung zu stiften. Wir müssen davon ausgehen, dass wir angegriffen werden.“

„Angegriffen?“, bemerkte Targwin zweifelnd. „Aber von wem? Wer wäre ...?“

„Ich weiß es nicht, Hauptmann“, unterbrach Hergen seinen Untergebenen gereizt. „Aber ich werde es herausfinden.“

Ein unbehagliches Schweigen breitete sich zwischen den Männern aus. Johanna war einige Schritte entfernt stehengeblieben, ohne sich bemerkbar zu machen.

„Kommandant, haltet Ihr es für möglich, dass Martann hinter diesen Ereignissen steckt?“, wagte Vaithanel den Gedanken auszusprechen, der beiden Offizieren durch den Kopf ging.

Hergen antwortete nicht. Ungeduldig beobachtete Johanna, wie ihr Gemahl stumm auf die rauchende Ruine starre, während die Offiziere auf eine Erwiderung warteten. Ärger stieg in ihr auf. Sie hatte nicht vorgehabt, in das Gespräch einzugreifen, aber sie durfte nicht zulassen, dass sich

Mutmaßungen und Gerüchte in diesen entscheidenden ersten Stunden in die falsche Richtung entwickelten.

„Wir wissen nicht genau, was geschehen ist, Hauptmann“, sagte sie mit betont gelassener Stimme und trat neben Hergen. „Lasst uns keine voreiligen Schlüsse ziehen. Bisher deutet nichts darauf hin, dass der Abt von Martann die Verantwortung für die jüngsten Ereignisse trägt. Es wäre ebenso gut möglich, dass eine uns unbekannte Macht die angespannte Situation für ihre Zwecke zu nutzen versucht, um die Grenzlande in einen Krieg zu stürzen.“

„Eine unbekannte Macht, edle Herrin?“, bemerkte Vaithanel zweifelnd. „Wer sollte das sein?“

„Nun, gab es nicht Berichte, nach denen die Begleitmannschaft meines Neffen von merevitischen Fanatikern angegriffen wurde? Vergebt mir meine Unkenntnis, Oberst, aber das klingt mir nicht nach dem Abt von Martann.“

Vaithanel straffte sich und warf Johanna einen abschätzigen Blick zu. Offensichtlich stand ihm nicht der Sinn danach, sich mit einer Frau über Politik zu streiten.

„Kommandant“, meldete sich Targwin mit Nachdruck zu Wort. „Der Herzog und sein Sohn sind unauffindbar. Die militärische Situation ist unklar und Euren Worten nach besteht die glaubwürdige Bedrohung eines Angriffs auf das Herzogtum. Ihr seid in der augenblicklichen Lage der ranghöchste Offizier. Wie lauten Eure Befehle?“

Hergen atmete tief durch und riss sich vom Anblick der rauchenden Trümmer los.

„Solange mein Bruder und mein Neffe nicht gefunden wurden, hat die Suche nach ihnen oberste Priorität“, stellte

er fest. „Versetzt die Grenztruppen in Alarmbereitschaft. Ich will, dass die Furten und Übergänge lückenlos überwacht werden. Weist die Besatzungen an den Übergängen an, jedes Fahrzeug, ob zu Lande oder zu Wasser, zu durchsuchen. Bis das Schicksal meines Bruders und meines Neffen geklärt ist, müssen wir auch eine Entführung in Betracht ziehen. Dehnt die Suche auf die weitere Umgebung der Festung aus. Falls Eure Soldaten auf den Scharlsteinweiden und der Ellgauinsel nicht fündig werden, sollen sie die umliegenden Dörfer und Gehöfte inspizieren und dort die Bewohner befragen.“

Die Offiziere nickten und verneigten sich.

„Es wird geschehen, wie ihr befehlt, Kommandant.“

„Und noch etwas, Hauptmann Targwin“, sagte Hergen und seine Züge wurden hart. „Schickt eine Patrouille nach Norden. Findet den Ort, wo die Einheit meines Neffen angegriffen wurde, und verfolgt die Spuren der Angreifer. Ich will die Verantwortlichen für dieses Verbrechen hier vor mir im Staub knien sehen. Habt Ihr verstanden?“

„Natürlich, Kommandant“, beeilte sich Targwin zu erwiedern. Die Offiziere grüßten zum Abschied, saßen auf und ritten davon. Johanna musterte Hergen mit einer Mischung aus Erstaunen und Anerkennung.

„Wenn ich nicht wüsste, dass Ihr selbst dafür gesorgt habt, dass Euer Bruder und Euer Neffe unter diesen Trümmern begraben liegen, könnte ich fast glauben, dass Ihr wirklich erzürnt über die Geschehnisse und um Aufklärung bemüht seid“, flüsterte sie und legte ihm die Hand auf den Unterarm. „Eure Männer zumindest habt Ihr überzeugt. Das war vor treffliches Theater.“

Hergen antwortete nicht sofort, sondern blickte den Soldaten hinterher, die eben auf ihren Reittieren im Schatten des Rosentores verschwanden.

„Es war nur zum Teil Theater“, stellte er fest. „Wir stehen hier auf den Trümmern unserer Festung. Ich kann mich nicht erinnern, dass dieses Feuer Teil des Planes war, den Ihr mit dem Abt ausgehandelt hattet.“

„Nein, das war es nicht“, stimmte Johanna zu und zog ihre Hand zurück.

„Wie können wir sicher sein, dass der Abt nicht noch weitere Überraschungen für uns parat hält?“, fuhr Hergen fort und blickte sich mit lauernder Miene um. „Was, wenn er die Verwirrung, die er mit unserer Hilfe gestiftet hat, für einen Überraschungsangriff nutzt?“

Johanna verschränkte die Arme vor dem Körper.

„Uns angreifen? Wozu?“

Hergen sah sie verständnislos an. Johanna rollte mit den Augen und griff nach Hergens Hand. Zuerst wehrte er sich, aber sie packte fester zu und zog ihn mit sich. Wie einen Hund führte sie ihn unter dem Schatten des Lilientores hindurch in den Kräutergarten, wo sie bei der Bank unter dem Apfelbaum Halt machte.

„Was ...?“, begann Hergen, aber Johanna kam ihm zuvor.

„Der Abt hat seine Ziele erreicht“, zischte sie und konnte die Verärgerung in ihrer Stimme nicht verbergen. „Sein Erfeind, Euer Bruder, ist tot. Und Ihr als sein Nachfolger habt Euch in allen strittigen Punkten zu einer Übereinkunft bereit erklärt. Ein Angriff würde all dies zunichte machen. Welchen Sinn ergäbe es folglich, uns anzugreifen?“

„Ich weiß es nicht, aber ich traue diesem Abt nicht“, grollte Hergen. „Dieser verfluchte ...“

„Hört auf“, unterbrach Johanna ihn ungeduldig. „Der Abt hat seinen Teil der Abmachung erfüllt. Die Schattenklingen sind entkommen, ohne dass ein Verdacht auf uns fällt. Wo-rüber beschwert Ihr Euch eigentlich?“

Hergen öffnete den Mund zu einer empörten Erwiderung, während seine Hand in Richtung der Ruine vorschnellte.

„Ja, ich weiß“, sagte Johanna. „Eine kleine Änderung des Plans, die der Abt sich erlaubt hat. Wir werden einen Weg finden, ihn dafür bezahlen zu lassen. Aber im Augenblick dürfen wir darauf nicht unsere Kräfte verschwenden. Wir ha-ben uns um Bedeutenderes zu kümmern.“

Hergen senkte unwillig den Arm.

„Um Bedeutenderes? Ein Teil der Festung liegt in Schutt und Asche. Ist Euch das nicht bedeutend genug?“

Johanna winkte ab.

„Überlassst diese Aufgabe dem Verwalter. Soll er sich da-rum kümmern, gemeinsam mit den Baumeistern. Das Gesin-dehaus wieder aufzubauen, wird nicht allzu viel Zeit und Mittel verschlingen. Ihr solltet keinen Gedanken daran ver-schwenden. Konzentriert Euch auf die Aufgaben, die vor Euch liegen. Noch ist Euch der Thron nicht sicher. Daegen-hardts Tod hat den Platz frei gemacht für einen Nachfolger und als sein Bruder seid Ihr der aussichtsreichste Anwärter. Aber Ihr müsst König Walgrinth rasch davon überzeugen, damit er Euren Anspruch bestätigt.“

Hergen schwieg. Er wirkte nun noch erschöpfter als zuvor und schloss ermattet die Augen. Schritte näherten sich aus Richtung des Lilientores.

„Kommandant. Sie haben etwas gefunden. Es wäre besser, Ihr seht selbst.“

Hergen und Johanna wandten sich um. Hauptmann Ickebart, nach Hergen der zweithöchste Offizier auf der Festung und sein Stellvertreter, hatte den Kräutergarten betreten. Hergen senkte schicksalsergeben den Kopf.

„Ich komme, Hauptmann.“

Als sie den Innenhof betraten, erwartete sie eine bedrückende Stille. Die Hammerschläge und das Knirschen der Schaufeln waren verstummt. Die Männer hatten in ihrer Arbeit innegehalten und aller Augen waren auf den Kommandanten gerichtet. Hergen fiel auf, dass mehrere der Arbeiter an einem tiefer gelegenen Bereich der Ruine, der zu den Kellergewölben gehören musste, einen Kreis gebildet hatten. In ihren Gesichtern spiegelte sich Betroffenheit und Furcht. Während Johanna zurückblieb, näherte sich Hergen der Gruppe der Männer. Sie traten beiseite und wichen seinem Blick aus. Hergen atmete tief durch und tat den letzten Schritt zum Rand der Vertiefung.

Zwischen verkohlten Balken und geschwärztem Mauerwerk waren die Überreste eines Menschen zu erkennen. Hergen sog scharf die Luft ein. Er ließ den Blick über den versehrten Leichnam wandern, bis er zwischen den zu grotesken Klauen verkohlten Fingern einen schwachen Glanz von Metall bemerkte. Er kämpfte gegen seine Abscheu an und bückte sich hinab zu dem Leichnam. Es war ein Ring. Als er

die Hand ausstreckte und daran zog, zerblätterte der Überrest des Fingers und gab das Kleinod frei. Der Ring trug einen grünen Stein. Er war Eigentum seines Bruders und ein Erbstück seiner Familie. Mit belegter Stimme wandte sich Hergen an Hauptmann Ickebart.

„Es ist der Ring des Herzogs.“

Der Hauptmann nahm den Helm ab und die Umstehenden taten es ihm gleich.

„Bringt den Leichnam in die Kapelle und lasst ihn dort aufbahren. Und schickt nach Meister Ulwart, damit er die zeremoniellen Vorbereitungen trifft.“

Hergen stieg aus den Trümmern des ehemaligen Kellergeschosses empor und schritt wortlos an Johanna vorbei. Hauptmann Ickebart setzte seinen Helm wieder auf und blickte die Arbeiter finster an.

„Na los. Ihr habt den Kommandanten gehört. Und geht mir ja behutsam mit dem Leichnam um.“

Johanna ließ Hergen ziehen. Er würde einen Augenblick für sich allein brauchen, um das Geschehene zu verarbeiten. Während sie beobachtete, wie die Arbeiter Daegenhardts Leichnam freilegten, kreisten ihre Gedanken um das, was Hergen zu ihr gesagt hatte. *Ich traue diesem Abt nicht.*

Hergen war ein Narr, aber womöglich lag er in diesem Fall richtig und sie waren gut beraten, ihren Gegner nicht zu unterschätzen, selbst wenn ihre Interessen gegenwärtig in dieselbe Richtung liefen.

Wenig später fand sie ihn im Thronsaal. Er saß auf den Stufen der Empore unterhalb der leeren Throne und drehte den Ring seines Bruders zwischen den Fingern. Sein Gesicht

war grau, sein Blick ging ins Leere. Er wirkte um Jahre gealtert. Johanna trat zu ihm und berührte ihn sacht an der Schulter.

„Sie haben weitere Leichname in den Ruinen des Kellergeschosses gefunden“, berichtete sie in gedämpftem Tonfall. „Einer der Körper trug Gerons Rüstung und diesen Ring.“

Sie streckte Hergen die Hand entgegen. Auf ihrer Handfläche lag ein weiterer silberner Ring mit einem grünen Stein. Er war an einigen Stellen dunkel angelaufen, ähnelte aber ansonsten dem seines Vaters. Hergen warf einen flüchtigen Blick auf das Schmuckstück und nickte geistesabwesend.

„Ich habe den Eindruck, der Verwalter wünscht Euch zu sprechen“, bemerkte Johanna und wies mit einer knappen Geste zum Eingang der Halle. Tiborg stand dort bei den Leibgardisten und sprach leise mit ihnen. Hergen winkte ungeduldig und die Soldaten ließen den Verwalter passieren.

Johanna fiel auf, wie erschöpft der Mann aussah. Seine Schultern hingen herab, die Wangen waren eingefallen und unter seinen Augen hatten sich dunkle Ringe gebildet. Ihr war zu Ohren gekommen, dass der Sohn des Verwalters nach wie vor vermisst wurde. Kein allzu großer Verlust in ihren Augen, aber dem Mann machte es offensichtlich schwer zu schaffen. Sollte er ruhig trauern, solange er seine Aufgaben weiterhin gewissenhaft erfüllte. Dies war nicht die Zeit für zur Schau gestellte Schwäche.

„Kommandant, edle Herrin“, grüßte der Verwalter sie beide mit matter Stimme. „Ich fürchte, wir besitzen nun die Gewissheit, dass der Herzog und sein Sohn in dem Feuer

umgekommen sind. Ich möchte Euch mein tiefstes Bedauern ausdrücken. Ein furchtbarer Verlust für uns alle.“

Johanna straffte sich unmerklich. Es war so weit. Der Augenblick, auf den sie so lange hingearbeitet hatte, stand unmittelbar bevor; der Lohn für ihre Strapazen und ihre Angst, die sie in den vorangegangenen Monaten durchlitten hatte. Sie faltete die Hände ineinander und blickte den Verwalter erwartungsvoll an. Tiborg atmete tief durch und wandte sich an Hergen.

„Nach den Gesetzen des Königs seid Ihr von diesem Augenblick an und bis zur Bestätigung durch Euren Lehnsherrn der amtierende Herzog von Farnholm. Bis zur offiziellen Krönung und Übergabe der Insignien ist es Eure Aufgabe, die Rechte und Pflichten Eures Bruders wahrzunehmen. Seid Ihr bereit, diese Rechte und Pflichten anzunehmen, bis der König Euch in Amt und Würden bestätigt oder einen anderen Nachfolger benennt?“

Langsam erhob sich Hergen. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Man könnte den Eindruck gewinnen, er sei tatsächlich von Trauer und Schmerz übermannt, dachte sich Johanna. Ein Eindruck, der sich gewiss zu ihrem Vorteil auswirken würde.

„Ich bin bereit, die Rechte und Pflichten meines verstorbenen Bruders anzunehmen“, antwortete Hergen mit rauer Stimme.

Tiborg nickte müde und verbeugte sich dann.

„Mein Fürst, es wäre ratsam, Boten auszuschicken und den König und die Vögte von den Ereignissen und Eurer Entscheidung in Kenntnis zu setzen. So ist es Brauch.“

Johanna trat vor und strich ihr Kleid glatt.

„Wir danken Euch, hoher Verwalter. Ihr sollt wissen, dass mein Schwager Eure Dienste immer sehr geschätzt hat und dass wir die Absicht haben, auch in Zukunft auf Eure Erfahrung und Eure Loyalität zu vertrauen – sofern Ihr Euch nach wie vor mit der gewohnten Hingabe Euren Aufgaben widmet.“

Der Verwalter warf ihr einen gequälten Blick zu. Johanna lächelte ihn unschuldig an. Tiborg hatte verstanden. Er war zwar weiterhin der Verwalter von Greifenharg, aber nur auf Abruf. Er würde sich bewähren müssen, wollte er sein Amt behalten.

„Gewiss, Euer Hoheit. Ich danke Euch für Euer Vertrauen und Eure freundlichen Worte. Wenn Ihr mich entschuldigen mögt? Nach den Ereignissen der letzten Nacht erfordern zahlreiche Pflichten meine Aufmerksamkeit.“

„Natürlich, Tiborg. Geht nur“, sagte Hergen in versöhnlichem Ton. „Kommt am Nachmittag in meine Gemächer und erstattet mir Bericht über den Verlauf der Arbeiten und die weitere Planung.“

„Wie Ihr wünscht, Euer Hoheit“, erwiderte der Verwalter. „In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen, dass Ihr nun Anspruch auf die Wohn- und Arbeitsräume des Herzogs habt. Ich habe den Mägden bereits Anweisung erteilt, diesbezüglich alles vorzubereiten. Ich hoffe, dies war in Eurem Sinne?“

Hergen nickte knapp.

„Natürlich.“

„Und falls es Eure Zeit erlaubt, wäre es ratsam, sich Gedanken über einen Nachfolger für das Amt des Festungskommandanten zu machen.“

„Ein guter Einwand. Ich lasse es mir durch den Kopf gehen. Habt Dank.“

„Mein Fürst, meine Fürstin, Friede sei mit Euch.“ Tiborg verbeugte sich und schritt davon.

„Offenbar habt Ihr nicht die Absicht, die Fürstin der Herzen zu werden“, sagte Hergen zu Johanna und warf ihr einen scharfen Blick zu. „Der Verwalter hat letzte Nacht seinen Sohn verloren und Ihr nutzt die erstbeste Gelegenheit, um Eure Klauen in sein Fleisch zu schlagen?“

„Sobald Ihr unangefochtener Herrscher über diesen Landstrich seid, werde ich für meine Untertanen sein, was immer Ihr wünscht. Johanna, die Reine, die Milde, die Großmütige. Doch für den Augenblick“, sie legte Hergen eine Hand auf die Brust und sah ihn prüfend an, „will ich, dass jeder Untertan begreift, dass der neue Herzog diesen Landstrich mit Härte und Zielstrebigkeit aus dem dunklen Tal herausführt. Kein Mitleid mit den Untätigten, keine Gnade für unsere Feinde. Dies ist die Zeit Eurer Prüfung, aller Augen sind auf Euch gerichtet und jede Eurer Entscheidungen wird genauestens beobachtet und beurteilt. Zweierlei ist nun vonnöten“, erklärte sie bestimmt und zog die Hand zurück. „Der König muss unverzüglich erfahren, was sich auf Greifenharg zugeragen hat, und zwar aus Eurer Feder. Bietet untertänigst Eure Dienste an und legt ihm dar, wie Ihr die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen und dem Landstrich den Frieden zurückgeben werdet.“

Um die diplomatischen Beziehungen zu unserem geschätzten Abt aufleben zu lassen, wäre eine offizielle Einladung angemessen. Geben wir unseren frommen Freunden im Osten doch Gelegenheit, Euch ihre Aufwartung zu machen. Wie wäre es zur Beerdigung Eures Bruders und Eures Neffen? Wäre das nicht passend?“

Hergen schloss die Augen und massierte mit den Fingern seine Schläfen, als verursachten ihm die Worte seiner Gemahlin körperliche Pein.

„Manchmal frage ich mich, ob Ihr mit dem leibhaftigen, neunäugigen Dämon im Bunde seid“, sagte er und schüttelte den Kopf. „Mit welchen Künsten habt Ihr damals bloß meinen Verstand verhext, dass ich Euch zur Frau nahm?“

Johanna lächelte verschwörerisch.

„Mein Fürst, dankt den Göttern, dass sie Euch solch eine treue und liebevolle Gefährtin zur Seite gestellt haben. Stellt Euch nur vor, ich stände auf der Seite Eurer Feinde.“

„Das wäre wirklich ein Fluch. So, wie es für meinen Bruder und meinen Neffen ein Fluch war, dass sie Euch unter ihrem Dach weilen ließen.“

„Wozu solch dramatische Worte?“, sagte Johanna und ein gereizter Unterton schwang in ihrer Stimme mit. „Ihr hattet gute Gründe, ihren Tod zu planen und würdet von den Göttern mit dem Erfolg Eurer Unternehmung belohnt. Legt Ihr es darauf an, einen Schatten auf den Tag Eures Triumphes zu werfen? Es entwickelt sich doch alles in Eurem Sinne.“

„Findet Ihr? Gerade eben wurde mir der vom Feuer bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Leichnam meines Bruders präsentiert. Ihr nennt es einen Triumph, aber wenn dem so

ist, wieso haftet ihm der Gestank der Verderbnis an? Mir ist nicht im Geringsten nach Feiern zumute.“

Johanna verstand durchaus. Hergen hatte für ihren Erfolg ein schweres Opfer bringen müssen und tiefe Wunden empfangen. Ihre Aufgabe als seine Gefährtin bestand nun darin, ihm beizustehen und ihn wieder aufzurichten. Sie strich ihm mit der Hand sanft über die Wange, aber in seinen tiefliegenden Augen lauerten Misstrauen und Furcht. Es gab nur eine menschliche Regung, die imstande war, die Oberhand über Hergens Dämonen zu erringen, ihm für eine kurze Weile Frieden zu schenken.

„Kommt“, sagte sie lächelnd und griff nach seiner Hand. „Bevor wir uns den anstehenden Pflichten und Aufgaben widmen, sollten wir unsere neuen Gemächer aufsuchen. Ich werde Euch ein wenig aufmuntern und auf andere Gedanken bringen. Die Menschen bedürfen dieser Tage eines Anführers, der Gelassenheit und Zuversicht ausstrahlt.“

Hergen schnaufte schwach zum Protest und zuerst hatte es den Anschein, als wolle er sich den Avancen seiner Gemahlin widersetzen. Als Johanna ihn jedoch mit entschlossenen Schritten in Richtung der Treppe führte, folgte er ihr.